Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 51 (1947-1948)
Heft: 8

Artikel: Schweizerblut? : Erzählung
Autor: Schlatter, Arnold
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-666413

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerblut?

Erzählung von Arnold Schlatter

Heinrich Anderglatt war ein etwas schwächliches Büblein. Abseits vom Dorf wuchs er mit seinen zwei Schwestern in der Direktorsvilla bei der großen Fabrik auf. Die grünen Lebhagmauern des Parks durfte er nur an der Hand seiner Eltern oder mit dem Dienstmädchen verlassen.

Was Wunder, daß er halb betäubt dasaß, als ihn die Mutter eines Tages in die Schule bringen mußte. In der ersten Pause schon war er umringt von einer dichten Schar johlender und kreischender Knirpse, die seinen Matrosenanzug begafften und verlachten, und die ihn alles mögliche ausfragen wollten.

„Was mainscht?" mutzte er alle Augenblicke fragen.

„Ghörsch nöd guet? Chasch denn nöd dütsch?" brüllte dann der ganze Chor.

Ja, das war's: Von den Worten, die um ihn herumschwirrten, verstand er nur die Hälfte. Teils wegen des allgemeinen Lärms, teils eben — weil seine Eltern und ihr Dienstmädchen nicht schweizerdeutsch, sondern schwäbisch sprachen.

Nun — Kinder sind lernbegierig und wollen zusammenkommen. So lernte der kleine Heinrich in kurzem die landesübliche Sprache und auch sich zu behaupten. Er setzte es zu Hause durch, daß er Kleider bekam, die denen der Dorfbuben glichen. Er erhielt die Erlaubnis, mit seinen Kameraden in den Dorfgassen und im Ried herumzustreichen oder Freunde in Park und Villa mitzubringen.

Freundschaften und Reibereien mit den Dörflern hielten sich ungefähr die Waage. Ein Wort aber mußte er bei jedem Zank immer wieder hören. — „Du bisch en Schwob!" hieß es da jedesmal.

Beim Mittagessen fragte er: „Stimmt das?"

„Nein," belehrte ihn der Vater, „wir sind Schweizerbürger, so gut wie die andern."

Als Heinrich aber bei der nächsten Gelegenheit mit dieser Antwort auftrumpfen wollte, ließ man ihn abblitzen. — „Ja, Papierlischwizer," tönte es hönisch zurück. Dagegen halfen alle Beteuerungen, daß seine Eltern nur im Ausland aufgewachsen, seine Vorfahren aber in der Schweiz gelebt hätten, nichts. Denn wenigstens in einem Punkt wollte man dem vornehmen Herrenbüblein unbedingt überlegen sein. — Obwohl Heinrich solche Stänkereien nicht übertrieben tragisch nahm, irgendwie wuchs ihm dieser Stachel doch ins Fleisch.

Nach der sechsten Klasse kam Heinrich in das Internat der Kantonsschule, ziemlich weit weg in der Kleinstadt, die eine Großstadt sein wollte. Kein Mensch wußte da mehr etwas von der „Schmach", daß seine Eltern nicht recht schweizerdeutsch konnten. Ebensowenig war das der Fall in der Universitätsstadt, wo er nach bestandener Matur Chemie zu studieren begann.

Der große Krieg stand vor der Tür. Hatte in der Kantonsschulzeit noch Internationalismus, Völkerbund und Paneuropa die jungen Leute beschäftigt, so griff jetzt alles eine Begeisterungswelle für Bodenständigkeit und Schweizertum. Das „Schwyzerdütsch" wurde entdeckt und zum Kult erhoben, man zitierte den achten Schweizer, der mit seiner ausländischen Braut an der „Landi" unter einer Käsglocke zu sehen war.

Heinrich erlebte das alles zutiefst, war er doch eben in seine Bürgerrechte eingetreten, durfte stimmen und Militärdienst leisten. — „Bin ich solch ein volksverbundener, wurzelechter Schweizer, wie er da im Radio und von allen Kathedern verkündet wird?" fragte er sich oft. — „Ist nun das Dorf, mit dessen Bauern und Arbeitern ich eigentlich kaum zusammenkomme, wenn ich einmal heimfahre, meine Heimat, oder mein Bürgerort, den ich noch nie gesehen habe, oder die Stadt, in der ich nur ein paar Studenten und Professoren kenne?"

Immerhin, das Dorf, in dem seine Vorfahren jahrhundertelang gehaust hatten, wollte er nun doch einmal besuchen. Die Führung konnte eine alte Tante übernehmen, die dort noch Beziehungen hatte. Bei dieser altledigen Dame, welche ihm die Eltern als einzige nähere Verwandte in der Schweiz bezeichnet hatten, war er

schon dann und wann zum Nachtessen eingeladen gewesen.

Also setzte er sich eines Sonntags mit dem munteren alten Fräulein in den Zug und fuhr durch eine blühende Frühlingslandschaft diesem Dorf zu. In dem seltsam aus alten und modernen Teilen zusammengeschachtelten Bauernhaus wurden sie freundlich vom weißhaarigen Besitzer empfangen und in die Stube geführt.

„Ja," erklärte dieser, die Brust dehnend, die Daumen in den Armlöchern der Weste eingehängt, „das ist einer der ältesten und größten Anderglatthöfe. — Die halbe Gemeinde heißt ja Anderglatt. Wir müssen uns deshalb mit allerlei Uebernamen auseinanderhalten. Ich heiße beispielsweise Fruchthändlers Konrad, weil mein Vater noch mit Korn gehandelt hat; dort drüben wohnt Botenschagis Michel usw."

Dann kramte er aus einer Schublade eine vergilbte Wappenzeichnung. Heinrich erkannte mit Begeisterung, daß das gleiche Wappen bei ihnen zu Hause im Salon hing. Auf seine Bitte holte der Hausher nachher, als man bei Most und Käse saß, auch noch eine andere Familienreliquie vom Estrich: den „Berliner", eine gestickte Umhängetasche, auf welcher der Name seines Urgroßvaters mit der Jahrzahl 1844 prangte. Sie hatte einst den Schlossergesellen auf der Wanderschaft durch Deutschland begleitet. Beim Umgang durch Stall, Scheune und Baumgarten bot der alte Bauer seinem Gast sogar das Du an und behandelte ihn ganz als einen zu ihnen gehörigen, eben einen Anderglatt. Heinrich schied mit einem heimlichen Glücksgefühl; denn er hatte ein Bild gewonnen von der urtümlichen Sicherheit der landbebauenden Menschen, mit dem ihn verborgene Fäden verbanden und das er jederzeit in seinem Innern hervorrufen konnte, wenn ihn Zweifel an seiner schweizerischen Herkunft bedrängen wollten.

Als er auf dem Heimweg die alte Dame dann nach weiteren Nachrichten anbohrte, erwies die sich als eine ergiebige Quelle legendenumrankter Familienchronik. Da vernahm er, wie fast zur gleichen Zeit, als der eine Urgroßvater nach Deutschland auswanderte, der andere von dorther in die Schweiz kam. Der sei ein achtundvierziger Liberaler und Buchdrucker gewesen. Wie dann nach der niedergeschlagenen Revolution die preußischen Husaren in das Städtlein einzogen, da sei der Bürgermeister, sein Freund, zu ihm in die Druckerei gelaufen und habe ihn beschworen, sofort Reißaus zu nehmen. So habe er sich in Arbeitskittel und Mütze, mit den zwei Gulden, die ihm der Bürgermeister zugesteckt hatte, bis zum Bodensee durchgeschlagen. Dort habe ihn ein Fischer in seinem Boot, wohlverborgen unter Netzen, so daß ihn die verfolgenden Landjäger nicht entdeckten, übergesetzt.

Wieder ein Zweig habe während Jahrhunderten sein Brot durch Kaufmannschaft in einem kleinen Schweizerstädtchen verdient. Diese, Zurlinden mit Namen, seien ursprünglich als reiche Eisenwerkbesitzer in Kärnten beheimatet gewesen. Als aber unter Ferdinand II. das Land mit Gewalt rekatholisiert wurde, da hätten sie sich als treue Anhänger der reformierten Kirche zur Flucht entschlossen. Nicht genug könne man den Glaubensmut dieser Familie preisen, die ihren ganzen Besitz verließ und auf die Schliche der Jesuiten, die diese gewerbsamen Leute gerne im Land gehalten hätten, nicht eingingen.

Das Gehörte begann mächtig Wurzel zu schlagen in Heinrichs Gedankenwelt. Noch mehr wollte er in die Vergangenheit seines Geschlechts eindringen, insbesondere in die der bäuerlichen Vorfahren. So kam es, daß der Chemiestudent Anderglatt eines Tages, zwar etwas befangen aber zielbewußt, in dem alten Klostergebäude, das als Staatsarchiv diente, vorsprach und die Kirchenbücher seiner Heimatgemeinde einzusehen wünschte. Verbissen begann er an den schwierigen Handschriften längst verstorbener Pfarrherren herumzuklauben. Was er herausbrachte, ergab zwar eine recht dekorative Stammbaumzeichnung, enttäuschte ihn aber doch ein wenig. Es blieb bei Geburts- und Todesdaten, Namen von Ehefrauen, etwa einem Beinamen oder einer Berufsbezeichnung. Ueberraschend waren die Nachkommenschaftszahlen, manchmal bis zu zwanzig Kindern, von denen allerdings meist der größere Teil schon in zartem Alter starb.

Heinrich sah ein, daß er die Dorfgeschichte selbst studieren müsse, wenn er mehr vom Leben